



Aus Freude am Lesen

Als Eitan Einoch, ein erfolgreicher Yuppie in einer Hightech-Firma in Tel Aviv, eines Morgens mit dem Minibus zur Arbeit fährt, steigt ein verdächtig aussehender Mann zu. Am Arbeitsplatz erfährt er es dann: Kurz nachdem er ausgestiegen ist, ging die Bombe hoch. Eitan ist verstört, er hat Schuldgefühle – und entgeht kurz nacheinander zwei weiteren Attentaten. Rasch wird er zur nationalen Berühmtheit, tritt in Talkshows auf, erlebt aber auch, wie schnell die Liebe der Medien in Hass umschlagen kann. Das Leben, wie er es kannte, entgleitet ihm vollkommen.

Fahmi Sabih liegt unterdessen im Krankenhaus und hadert mit seinem Schicksal. Alles hat ihm sein Bruder beigebracht: wie man Bomben baut, welche Ziele man auswählt, auch dass die Rache gerechtfertigt ist. Warum überlebt dieser eine Mann all seine Anschläge? Während draußen Demonstranten fordern, den Terroristen nicht zu behandeln, rekapituliert er sein Leben, darunter auch die Begegnung mit Eitan Einoch ...

ASSAF GAVRON wurde 1968 geboren, wuchs in Jerusalem auf, studierte in London und Vancouver und lebt heute in Tel Aviv. Er hat mehrere Romane und einen Band mit Erzählungen veröffentlicht und ist in Israel Bestsellerautor. Assaf Gavron hat u. a. Jonathan Safran Foer und J.D. Salinger ins Hebräische übersetzt, ist Sänger und Songwriter der israelischen Kultband »The Mouth and Foot« und hat das Computerspiel »Peacemaker« mitentwickelt, das den Nahostkonflikt simuliert.

Assaf Gavron

Ein schönes Attentat

Roman

*Aus dem Hebräischen von
Barbara Linner*

btb

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»Tanin pigua« bei Kinneret Zmora Dvir, Tel Aviv.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Pocket* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

2. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2010
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2006 Assaf Gavron
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008 Luchterhand
Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House
GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile München
Umschlagmotiv: © plainpicture / Muggenburg
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
CP · Herstellung: SK
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74008-6

www.btb-verlag.de

Für meine Mutter und meinen Vater

Hier geh ich aufrecht an dem Stein vorbei,
schwarzer Asphalt, Felsen und Bergrücken,
der Abend sinkt langsam, Wind bläst vom Meer,
das erste Sternenlicht über Beit Mahsir.

Bab al-Wad,
ewiges Gedenken sei unseren Namen,
Kolonnen brachen durch auf dem Weg zur Stadt!
Am Wegesrand liegen unsere Toten,
das Eisenskelett schweigt wie mein Kamerad.

Bab al-Wad, Chaim Guri, 1949

Ich stieg in den kleinen Neuner, wie jeden Morgen auf dem Weg in die Arbeit. Der kleine Neuner ist ein Sammeltaxi von der Größe eines Minibusses, das die Strecke der Buslinie Nr. 9 fährt. Eigentlich ist er eine Kreuzung zwischen Autobus und Taxi. Man hat den Vorteil beider Welten – die feste Strecke und den billigen Fahrpreis vom Bus sowie die Schnelligkeit und Flexibilität eines Taxis.

Seit den Anschlägen fahre ich nur noch mit dem kleinen Neuner zur Arbeit hin und zurück. Auch wenn der Bus Nr. 9 vor dem kleinen Neuner an der Haltestelle eintrifft, lasse ich ihn passieren. Ein Autobus ist ein zu leichtes Ziel für einen Terroristen. Ich weiß nicht, ob ich wirklich so denke, aber Dutschy hat es mich schwören lassen.

Ich dachte immer, der kleine Neuner würde nie das Ziel eines Anschlags. Erstens sind nur zehn Personen drin, elf mit dem Fahrer. Zweitens gibt es nur eine Tür vorn, und der Fahrer, der sie für alle öffnet und schließt, kann ja genau sehen, wer einsteigt.

An jenem Tag stieg ich an der üblichen Stelle ein. Es war gegen neun Uhr morgens. Eine grelle Wintersonne hing am transparenten Himmel, und nasse Blätter bedeckten die Allee.

Wir befanden uns auf der Diezengoffstraße, als sich eine alte Frau an mich wandte: »Sagen Sie, finden Sie den nicht verdächtig?« Ihre Augen wiesen auf einen jungen Mann, ein dunkler Typ. Er hatte eine graue Wollmütze auf und einen Kleidersack dabei. Ich

sagte zu ihr: »Jetzt übertreiben Sie mal nicht. Er schaut ganz normal aus.«

Doch ich sah ihn weiter an. Ich dachte daran, dass sie es gerade mit Sprengstoffgürteln hatten. Bestimmt war ein solcher Gürtel ziemlich dünn, denn man trug ihn um den Körper. Es konnte also sein, dass sich in dem Kleidersack, den er hielt, kein Anzug, sondern ein Sprengstoffgürtel befand. Trotzdem sagte ich zu der alten Frau: »Alles in Ordnung. Keine Sorge.«

Sie bedachte mich mit einem säuerlichen Blick und wandte sich an einen anderen jungen Mann, der neben ihr saß. Wir saßen im hinteren Bereich, und der Mann, der ihr verdächtig vorkam, saß vorn. Die alte Frau flüsterte ihrem Nachbarn etwas zu, der daraufhin in die Richtung des Verdächtigen blickte und eine Sekunde später mit verneinender Geste abwinkte. Jetzt war ich mir sicher. Bloß eine Paranoide. Warum waren sie alle so paranoid in diesem Staat? Durften jetzt dunkelhaarige Männer schon nicht mehr in den Bus einsteigen?

Jemand im Funkgerät beschwerte sich, dass heute eine Grabesstille wie auf dem Friedhof herrsche. Im Radio sprachen sie über einen Anschlag im Wadi Ara. Die Fahrgäste hörten still zu. Danach kam ein Lied, ich weiß nicht mehr, welches.

Ecke Jabotinskystraße stieg die alte Frau aus. Sie verließ sich nicht auf unsere Einschätzung. Beim Aussteigen warf sie einen langen Blick auf den dunklen Typen mit dem Kleidersack und der Wollmütze. Er schaute zurück. Ich hatte in diesem Moment nicht den Eindruck, dass sein Blick irgendetwas besagte. Wenn ich gedacht hätte, dass da irgendwas dran sein könnte, dass ich zur Sicherheit vielleicht besser auch aussteigen sollte, so verwarf ich es sofort. Ich hatte keine Zeit für übermäßige Sicherheit. Vielleicht wäre ich ausgestiegen, wenn ich ein paar Minuten totzuschlagen gehabt hätte, hatte ich aber nicht. Wer hat die schon?

Der andere junge Typ sagte zu mir: »Die Leute sind gestresst, was?« Er hatte ein Ziegenbärtchen und trug eine große, silbrige Sonnenbrille. Seine Haare waren honigfarben, mit viel Gel nach

hinten gestrahnt. Garantiert cool, seiner Ansicht nach. Ein hübsches Lächeln. Giora. Inzwischen weiß ich es. Giora Gueta aus Jerusalem. Ich weiß eine Menge Dinge jetzt. »Was für eine Paranoia. Die Leute sind komplett wahnsinnig«, bemerkte ich. Nach ein paar Sekunden sagte er: »Du meinst, er ist in Ordnung, oder?« Ich blickte wieder zu dem Dunkelhaarigen vor. Ich war mir nicht sicher. Wer konnte denn sicher sein? Aber ich erwiderte: »Doch, kein Problem.«

Giora und ich sahen hinaus, jeder aus seinem eigenen Fenster. Winter, aber sonnig. Ich sah Anzeigen für den Film *Monster AG* und einen kleinen Laster der Gad-Molkereibetriebe. Ein Bauarbeiter stieg ein und schrie: »Warum haben die zwei vorher nicht für mich gehalten?« Der Arbeiter hatte zwei Töchter. Ich habe es nachher im Y-Net gelesen. »Himmel, Leute, meine Zeit ist teuer«, sagte er. »Die Zeit von uns allen ist teuer, Herzchen«, gab ihm irgendeine Frau zurück.

Was ich am kleinen Neuner am meisten liebe, ist sein tadelloses Zeitmanagement. Ich arbeite auf dem Gebiet, ich kenne mich aus. So wird zum Beispiel das ganze Geschäft mit dem Zahlen und dem Wechselgeld während der Fahrt erledigt, nicht wie im Autobus, der an der Haltestelle stehen bleibt, bis alle mit dem Bezahlen fertig sind. Oder wie die Fahrer Geld bei anderen, entgegenkommenden Kollegen wechseln: Sie stimmen sich über Funk ab, halten den entsprechenden Betrag bereit, öffnen das Fenster, und wenn sie aneinander vorbeifahren, stoppen sie für zwei Sekunden und tauschen das Geld aus. Oder die Geübtheit der Fahrer – schneiden Autos, überholen Autobusse (die sie im Funk »Jumbos« nennen) auf der Gegenfahrbahn, stibitzen den Ampeln kostbare Sekunden, umgehen Staus, stechen in kleine Straßen abseits der üblichen Strecke, improvisieren. Kühne Aktionen, ein Vergnügen für den Beobachter.

Giora Gueta tippte mir auf die Schulter. Ich drehte mich erschreckt um und sah, dass es nur er war. Jetzt fiel mir auf, dass er einen Palm Pilot in der Hand hatte. Ich dachte im Stillen:

Was tut er so groß, ich habe auch einen. Was nicht ganz richtig war. Mein Palm hatte vor zwei Monaten den Geist aufgegeben.

Er sagte: »Hör mal, falls mir was passiert, möchte ich, dass du meiner Freundin Schuli in Jerusalem sagst, dass du ihr sagst ...« Er dachte nach, aber es gelang ihm nicht, die richtige Botschaft zu finden.

Ich grinste. Wovon redete er? Wenn ihm was passierte? Fing er jetzt auch schon an? Die alte Frau, na gut, sie war sicher noch paranoid vom Holocaust, aber er? Ich erwiderte: »Falls was passiert, kann ich mir nicht vorstellen, dass ausgerechnet ich übrig bleibe, um deine Botschaften zu überbringen. Keine Angst, es wird nichts passieren.«

»Ich weiß, dass nichts passieren wird«, erwiderte er. »Aber falls ... wenn du willst, kann ich auch jemand was ausrichten, wenn ich quasi ... du weißt schon.«

Ich sagte sofort nein. Anschließend fragte ich mich, vielleicht hätte ich doch jemand etwas ausrichten lassen sollen? Vielleicht habe ich irgendeinen letzten Wunsch? Sollte ich vielleicht ernsthaft darüber nachdenken und irgendeinen hinterlassen, einen echten? Man kann nie wissen. Ich dachte, wenn ich jemand was hinterlasse, dann Dutschy. Trotz allem.

Und dann erwischte ich mich. Zum Teufel. Woran dachte ich da im Bus auf dem Weg zur Arbeit? An mein Testament. Wie weit war es mit uns gekommen? Auf der Rückseite des Autobusses vor uns war ein Wächter der britischen Königin abgebildet, und darunter stand: »Eine Reise ins Ausland? Nimm das Pelefon!« Im Radio sagte der Mann, der hinter dem Autobus, der im Wadi Ara explodierte, gefahren war, zu Rafi Reschef: »Ich bin optimistisch, optimistisch, optimistisch, optimistisch.« Ein Mobiltelefon klingelte, jemand antwortete. Ich zog ein Notizbuch heraus – seit mein Palm kaputt ist, bin ich ins Mittelalter zurückgestürzt – und notierte: Überprüfen, wie viel es kostet, ein Haus in Neuseeland zu mieten. Mit Dutschy reden.

Den jungen Typen fragte ich: »Bist du aus Jerusalem? Ich auch,

eigentlich ...« Aber ich sah, dass er mit anderen Sachen beschäftigt war. Sein Gesicht war ernst. Nachher dachte ich, die Leute haben manchmal eine Vorahnung. So wie wir alle möglichen Andeutungen fanden, die Dani Lamm machte, bevor er getötet wurde, wie das Gedicht, das er einen Monat davor geschrieben hatte. Genauso wie man sich von Soldaten, die starben, erzählt, dass sie sich beim letzten Telefongespräch auf besondere Art verabschiedeten, dass sie in ihren letzten Tagen Sachen sagten wie, sie hätten gespürt, dass demnächst etwas passiert.

Andererseits sagen das alle ständig. Man erinnert sich einfach an die, die tatsächlich sterben. Ich bin auch schon auf Hinweise gestoßen, dass ich demnächst sterbe. Einmal habe ich Vögel in der Dunkelheit fliegen sehen. Ich dachte, Vögel, die im Dunkeln fliegen, komisch. Das ist sicher ein Zeichen. Aber trotzdem lebe ich noch. Sogar jetzt. Sogar nach dem kleinen Neuner, nach Scha'ar Hagai, nach dem Café Europa. Nach Fahmi.

Ich sagte zu ihm: »Hör auf, daran zu denken, sei nicht bescheuert.«

Er lächelte. Ich stand von meinem Sitz auf, hob die Hand zum Abschied und stieg, ohne etwas zu sagen, aus dem Minibus aus. Auf dem Weg nach draußen schaute ich den dunkelhaarigen Typen, den Terroristen, nicht noch einmal an. Ich denke, ich sah ihn nicht an, weil ich wirklich nicht glaubte, dass er ein Terrorist war, obwohl die Möglichkeit besteht, dass ich ihn nicht ansah, um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen.

Ich betrat das Diezengoff-Center durch Eingang drei. Mit den ganzen Anschlägen und Vorwarnungen sah der Eingang wie das Tor zu einem Militärcamp aus – Absperrungen, Wachleute, Metalldetektoren, die ständig piepsten, das Sicherheitspersonal aber nie dazu brachten, der Ursache des Piepsens nachzugehen. Wozu wurde ich also kontrolliert – um magnetische Wellen in meine Knochen zu jagen?

Jeden Tag erhielt ich eine andere Behandlung am Eingang –

einmal forderten sie mich auf, die Brieftasche oder das Telefon herauszunehmen, manchmal strichen sie nur mit dem Detektor über mich, ab und zu ließen sie mich passieren und hielten mich erst danach auf, als ob ich zu schnell durchgegangen wäre, als ob ich versucht hätte, sie auszutricksen. Einmal, nach einem schweren Anschlag, fingen sie an, Ausweise zu verlangen, und stellten einen zusätzlichen Kontrollposten an den Aufzügen zu den Büros auf, etwa sieben Meter entfernt vom ersten Eingang. Nach zwei Tagen zogen sie den zweiten Posten wieder ab. Noch einen Tag später brauchte man auch keinen Ausweis mehr. Nach dem nächsten großen Terroranschlag verlangten sie ihn wieder.

Ich hatte beschlossen, gar nichts zu sagen. Mich nicht aufzuregen. Auch wenn sie mich durchließen und erst danach wieder aufhielten, auch wenn sie einen weiteren Wächter aufstellten, der mich sieben Meter nach dem ersten noch mal kontrollierte und abtastete. Auch wenn ich die Tasche vom Rücken nehmen und den Reißverschluss aufmachen, die Brieftasche mit dem Ausweis herausholen und ihn vor ihnen zücken musste, nur um festzustellen, dass sie ihn nicht einmal anschauten – es hätte ein Bild von Arafat drin sein können.

Ich hatte beschlossen, sie ihre Arbeit machen zu lassen, nicht weil ich dachte, dass sie die Arbeit machen müssen und keine andere Wahl haben, sondern weil ich keine Energie habe. Was würde es nützen, wenn ich mich beschwere oder weigere, den Ausweis zu zeigen? Ich sah immer wieder Leute, die zu diskutieren anfangen, und ich identifizierte mich mit ihnen, aber es half ihnen nichts, es hielt bloß auf. Wie Fußballspieler, die mit dem Schiedsrichter diskutieren, nachdem er einen Strafstoß gepfiffen hat – gab es je einen Spieler, dem es gelungen wäre, den Schiedsrichter zu überzeugen?

An diesem Tag stand ein Blutspendefahrzeug vor dem Eingang. Blutmangel in den Krankenhäusern vor lauter Anschlägen. Aber ich hatte keine Zeit. Ich fuhr ins Büro hinauf. Ich hörte die Explosion nicht. Andere hörten sie. Unten hörten sie es, oben

im Büro hörten sie es. Man hört Explosionen. Sie machen einen ordentlichen Krach. Aber ich hörte nichts, weil ich im Aufzug war.

Nicht dass der Knall auf diejenigen, die ihn hörten, einen sonderlich großen Eindruck gemacht hätte. So einen Krach gibt es ständig: Flugzeuge, Bauarbeiten, alle möglichen Unfälle und Abstürze. Im Büro sahen sie also alle ganz ruhig aus. Auf dem Weg zu meinem Zimmer steckte ich den Kopf durch alle Türen und sagte hallo, wie jeden Morgen. Die Leute lächelten und antworteten mir, guten Morgen, wie jeden Tag.

In meinem Zimmer begrüßte ich Ron und Ronen, und Ron fragte mich: »Hast du den Knall gehört?«

»Welchen Knall?«, fragte ich zurück.

Es dauerte etliche Minuten, bis wir begriffen, dass es ein Anschlag war, und hörten, dass er im Zentrum Tel Avivs stattgefunden hatte, worauf wir den Fernseher in der Aufenthaltsecke einschalteten und den Stadtplan mit der kleinen Flamme sahen, die die Stelle der Explosion bezeichnete, in der Tarsatallee, neben dem Habima-Theater. Sie sagten, es sei offenbar ein Bus gewesen.

Megastress. Alle, die schon in der Arbeit waren, hingen vor dem Fernseher. Wer noch nicht da war, würde länger nicht ankommen, weil man die Straßen gesperrt hatte. Ich war damit beschäftigt, allen Anrufern zu sagen, dass ich am Leben war. Ich sagte: »Nein, sie haben es noch nicht geschafft, mich zu erledigen.« Nach ein paar Mal meldete ich mich: »Hier ist Krokodil, und ich bin am Leben, wer will das wissen?« Ich redete mit Leuten, mit denen ich seit Jahren nicht geredet hatte. Ich sagte zu ihnen: »Gut, dass es ab und zu Anschläge gibt, damit wir mal wieder ins Gespräch kommen.« Und dann hörten die Telefone zu klingeln auf, denn die Leitungen brachen zusammen.

Im Y-Net berichteten sie von zehn israelischen Toten und einem Terroristen. Das Ergebnis – 10:1. Ein schwerer Torverlust für die Juden, um nicht zu sagen, eine böse Niederlage.

Ich arbeitete ein wenig. Ich musste mit unserem Schweizer Kunden, Iwan, sprechen, musste herausfinden, was die Nervensäge schon wieder wollte. Ich erledigte noch einige Anrufe und E-Mails und schrieb ein paar Sachen, bis Ron irgendwann sagte: »Das Linientaxi Nr. 9 – du fährst immer damit, oder?« Ich hob den Kopf vom Bildschirm. »Was?«

»Das Taxi Nr. 9?«, wiederholte er fragend.

»Ich nenne es lieber den kleinen Neuner. Was ist damit?«

»Der Anschlag. Es war ein Taxi-Minibus der Linie neun, der explodiert ist. Du fährst doch normalerweise damit, oder nicht?«

»Korrekt. Und?« Im ersten Moment dachte ich: So eine Scheiße, mit was fahre ich jetzt in die Arbeit? Diese Arschlöcher treffen doch jede mögliche Beförderungsart. Was bleibt: Normale Taxis? Noch ein Auto kaufen? Von welchem Geld ...

Ich ging wieder ins Y-Net. Alle in dem Minibus waren getötet worden. Aber es schien nicht der zu sein, mit dem ich gefahren war. Irgendwie dachte ich, es wäre nicht die Zeit und die Richtung, und wo war diese Tarsatallee überhaupt? Es gibt Dutzende solcher Minibusse auf der Strecke, jeden erdenklichen Augenblick, alle neun Minuten fährt einer. Ich sagte zu allen: »Ja, ich fahre jeden Tag damit, was für ein Ding. Der Terrorist hätte in den Neuner einsteigen können, in dem ich war, und wer weiß?«

Erst da fielen mir der dunkelhaarige Kerl und sein Kleidersack wieder ein. Und die alte Frau, die ihn verdächtigte, zu der ich gesagt hatte, sie solle sich keine Sorgen machen. Und der andere Typ, der mich bat, seiner Freundin etwas auszurichten. Was für ein Ding, ich muss mit ihm reden, dachte ich.

Das Telefon klingelte. »Krokodil, ich bin am Leben«, meldete ich mich.

»Ha, ha«, sagte Jimmy.

»Hi, Jimmy«, sagte ich.

»Warum am Leben?«, fragte er.

»Warum nicht?«, erwiderte ich.

»Hör mal, nächsten Montag ist ein Termin in Brüssel, er ist wichtig, es ist mit ...«, hier nannte er den Namen einer großen belgischen Telefongesellschaft mit drei Buchstaben, mit grauenhaftem französischem Akzent, »kommst du mit?«

»Habe ich eine Wahl?«, fragte ich zurück.

»Nein. Ich sage Gili, sie soll uns die Flüge und Hotels buchen. Lass dich informieren und sei mit den Präsentationen fertig. Und vergiss die Firmensitzung morgen früh nicht.« Jimmy legte auf, ohne eine Antwort abzuwarten. Das machte er immer. Er erklärte mir einmal, dass er diesen Luxus nicht hat, nämlich die Zeit, auf eine Antwort zu warten. Jimmys echter Name ist übrigens Rafi. Rafi Rafael oder Rafael Rafael oder Rafrak bei uns im Zimmer. Rafrak ist der Boss von Time's Arrow. Er ist Reserveoffizier der Luftwaffe, verantwortlich für das Zeitmanagement dort.

Ich rief Dutschy an und hinterließ ihr eine Nachricht: »Hi. Ich bin bei dem Anschlag nicht getötet worden, für den Fall, dass es dich interessiert. Nächste Woche bin ich in Brüssel. Bye.«

An irgendeinem Punkt im Laufe des Tages wurde von einem Sprengstoffgürtel geredet. Ein Augenzeuge, der in dem Minibus gewesen war, sagte, der Terrorist habe eine graue Wollmütze getragen und einen Kleidersack bei sich gehabt. Er habe vorn gegessen. Erst da begriff ich.

Mir blieb das Herz stehen, mein Atem stockte. Und dann machten sie weiter, denn Herz und Atem machen immer weiter, sofern man lebt.

Ich kehrte zur Aufenthaltsecke zurück. Alle waren wieder in ihren Zimmern, doch der Fernseher lief. Der Militärkorrespondent Dani Ronen redete von dem Kleidersack. Mir entfuhr ein kurzes, nervöses Lachen. Betäubung. Ich ging auf die Toilette, umklammerte mit beiden Händen den Waschbeckenrand. Eine Welle von Schmerz und Übelkeit überflutete mich. Ich versuchte, tief zu atmen. Schaute in den Spiegel. Dieses lachende Gesicht, wem gehörte es? Unbekannt. Nicht meins. In meinem Kopf herrschte

Nebel. Meine Schläfe hämmerte. Ich musste raus, an die frische Luft. Ich schüttete kaltes Wasser in meine Gesichtsgegend.

Ich ging auf die Straße hinunter und marschierte in Richtung der Stelle, an der sich der Anschlag ereignet hatte, die Diezengoffstraße hinauf, am Schuster und an der Galerie vorbei und dann rechts, bis ich gegenüber dem Museum, kurz vor dem Habima-Theater, an der Post anhielt.

Es waren ein paar Stunden vergangen. Fließender Verkehr. Man hatte die Fahrbahn abgespült, die Überreste vom Minibus abgeschleppt und die Toten weggeräumt, was von ihnen übrig war, was ihnen gehörte, was sie waren. Nicht einmal Polizeiabsperungen gab es noch.

Wie durch ein Wunder – das sagen sie immer, wie durch ein Wunder – war kein Fußgänger oder anderer Autofahrer verletzt worden. Nicht einmal ein Kratzer. Ein Wunder. Nur die elf in dem Minibus waren getötet worden, und ein Auto, das am Straßenrand parkte, hatte Totalschaden (der Fahrzeugbesitzer, ein junger Mann namens Amir, der bloß einen Moment hinausgesprungen war, um eine Strafe für Falschparken auf der Post zu zahlen, bekam kein Geld von der Versicherung oder Entschädigungen, da er im Halteverbot gestanden hatte).

Die Sonne schwieg mit düsterer Gewalt. Ein Autobus tauchte auf, stieß schwarzen Rauch aus, wie der Auswurf eines alten Mannes. Ich betrachtete die Wasserflecken, wo man das Blut auf der Straße weggespült hatte. Der Verkehr strömte gleichgültig. Zweieinhalb Stunden danach, als wäre nichts gewesen.

Fast. Ein paar Fahrer verlangsamten und spähten nach den Flecken, bevor sie weiterfuhren; auf dem Gehsteig hatte man Gedächtniskerzen aufgestellt; es gab Leute, die dastanden und schrien oder weinten. Sie hatten Lösungen. Sie verkündeten sie. Sie sagten: umbringen, heimzahlen, geben, nehmen, einmarschieren, abziehen.

Ich blickte zu dem Hof des Hauses an dieser Stelle der Straße. Ich weiß nicht, warum meine Augen dorthin wanderten.

Vielleicht war es der Baum, der dort stand, eine betagte Olive, die nirgends hingehörte, nicht zu Tel Aviv, nicht zu der Straße, aber trotz allem ein alter Olivenbaum mitten im Innenhof eines Hauses. Ich betrachtete ihn und betrat den Hof, näherte mich fasziniert der Olive. Und dann sah ich an einem der großen Äste, ein wenig oberhalb des Stamms, den Palm Pilot des Typen, der neben mir gesessen hatte.

»Guten Morgen, Fahmi.«

Falls ich träume, hört dieser Traum nicht auf ...

»Wie geht's dir heute? Lass mich mal die Pupillen sehen ...«

Ich hasse dieses Licht, hasse das Waschen, warum kann sie mich nicht in Ruhe lassen?

»Jetzt werden wir dich waschen, stimmt's, Fahmi? Den Teil am Morgen, den du am allerliebsten hast, haha ...«

Verpiss dich, Swetlana, Fotze. Ich brauch dich nicht.

»Hups ... sind wir böse heute? Was für ein Gesicht ... komm, wir sehen uns mal an, was du heute alles hast ... ah! Du hast eine Tiefenmassage heute, was für ein Vergnügen ...«

Ich treibe im Meer. Ich sehe den Strand, aber ich kann ihn nicht erreichen. Die Flut hält mich ab. Ich sehe Bilal am Strand.

»Hier, so ist es gut, komm.«

Hasse ... ich bin nicht da, ich, wo war ich, bevor sie gekommen ist, um mich zu stören?

»Ah, ich sehe, dass du auch Besuch hast am Nachmittag. Wer kommt dich denn heute besuchen? Oder kommt eine Sie?«

Wo war ich ... Ich treibe im Meer. Wo ist Mama? Lulu? Rana? Wo war ich, bevor sie gekommen ist und mich gestört hat ... mit Bilal ... mit dem Krokodil ... irgendwo ... im Dorf? In Tel Aviv? Tel Aviv ...

Schafiq fing das Ganze an, in Tel Aviv. Er wollte eine Zigarette mit dem Fahrer rauchen. Legte den Sprengstoff ab, sperrte ihn

hinten im Kofferraum ein. Dann rauchten sie eine Zigarette. Danach zog er den Sprengstoffgürtel wieder an, auf dem Rücksitz. Das Ganze, als sie schon in Jafo waren. Dann stieg er in ein Taxi nach Tel Aviv ...

Bilal hatte einen Experten angebracht, der die Juden kennt, sich in Tel Aviv auskennt. Der sagte zu ihm, er solle an den Kreuzungsübergang am Rabinplatz gehen, wo immer viele Leute seien. Erklärte ihm, wo er sich hinstellen sollte, an welche Ecke, zu welcher Zeit. Aber nachher haben wir in den Nachrichten auf Kanal 50 und al-Dschazira gesehen, dass er in einen Autobus eingestiegen ist. Kein Platz. Kein Fußgängerübergang.

Was ist das ...

»So ist's gut, Fahmi, du brauchst kein Gesicht zu schneiden, das ist bloß Wasser, zum Saubermachen, damit du hübsch bist für deine Besucher heute ... Lass dich hinter den Ohren waschen, so ...«

Jetzt hör endlich auf, du Nutte, welche Besucher, wo war ich? Wo war ich ... Erinnerungsfetzen ... hör auf, sie mir zu verdrehen, sie mir zu verspielen. Fußgängerübergang. Schafiq ...

Schafiq. Er hat nicht begriffen, was ihm der Experte sagte. Ging mit den rasierten Wangen, dem Haarschnitt und den Kleidern, die ihm Bilal gegeben hatte, los und stieg in einen Bus. Ein kleiner Bus, erklärten sie im Fernsehen. Dani Ronen, der Clown. Wie ist er dorthin gekommen, wie ist er da eingestiegen, wie hat er bezahlt? Wie hat er sich gefühlt, eine Sekunde vor dem Paradies? Wie soll er sich gefühlt haben, er hat sich ganz gefühlt. Er ist sofort ins Paradies gekommen. Das schönste Gefühl, das er je im Leben hatte, besser als alles, was er sich vorgestellt hat. Das war der Moment.

Auch ich, mit dem Krokodil, mit der grünen Handgranate in Tel Aviv, wie habe ich mich gefühlt? Wie habe ich mich gefühlt?

Schafiq wusste, was er tat. Er wusste es. Nicht wie ich. Die Ampel sprang auf Grün. Der Fahrer des kleinen Busses drückte

aufs Gas und schlug das Lenkrad ein. Er und die Menschen um ihn herum, sie alle haben ihr Leben gelebt, um diesen Moment zu erreichen. Bis zu diesem Augenblick. Jeder Zigarettenzug, jedes Blinzeln und Schlucken, jeder Hammerschlag, jedes Gefühl, jede Bewegung, jeder Atemzug und jeder Gedanke, jedes Wort von jedem einzelnen der Menschen in dem kleinen Bus. Bis dahin. Schafiq stand mit dem Rücken zu den Fahrgästen. Er drückte auf den Knopf, sein Körper brüllte auf mit all seiner babylonischen Kraft, seiner klaren, heißen ...

»So ist's schön. Du bist sauber. Du bist ganz, sogar den Kratzer auf der Stirn sieht man fast nicht. Ich habe hier Patienten, die völlig entstellt sind. Versehrt. Du bist heil. Perfekt für deine Besucher. Also, wer kommt dich heute besuchen, Fahmi? Wen möchtest du sehen? Deinen Vater? Deine kleine Schwester? Deine reizende Freundin?«

Sie ist nicht meine Freundin, dumme Kuh, hör auf zu stören. Wo war ich ... Nutte, schneidet den Faden ab ...

Mein Vater. Ein guter Mensch. Ein trauriger Mann, seit Mama ... er nicht, nicht er, nicht er, er ... »Fahmi, ich bin damit nicht einverstanden. Nicht du.« »Keine Sorge, Papa, ich mache nichts.« Er stand mir direkt gegenüber, verdeckte den Fernseher mit seiner dicken grauen Löwenmähne. Seine braunen Augen waren zornig. »Papa, du stehst davor, lass mich das sehen ...« »Ich weiß, dass du es machst. Ich weiß von Bilal. Er, ich weiß nicht, was mit ihm passiert ist, er ist ein verlorener Fall. Aber du? Du ... du hast es versprochen. Hast versprochen, dass du auf die Bir-Zeit-Universität gehst ... ihr beschert mir noch einen Herzinfarkt ...« »Ich werde noch gehen, Papa, ich halte mein Versprechen, keine Sorge.« Bilal sagte später zu mir: Warum entschuldigst du dich? Warum erniedrigst du dich vor ihm? Er hat zugelassen, dass sie ihn gedemütigt haben und sein ganzes Leben lang auf ihm herumgetrampelt sind, das ist sein Problem ...

Nein! Rühr mich nicht dort an, du Hu...

»So ist es schön, Fahmi, nicht aufregen jetzt, ja? Ich wische dich bloß hier ab, ganz langsam und vorsichtig, damit du sauber und hübsch bist und gut riechst für die Massage und deine Gäste ... ja?«



Assaf Gavron

Ein schönes Attentat

Roman

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74008-6

btb

Erscheinungstermin: Januar 2010

Fulminanter, witziger, poetisch sehr inkorrektter Roman über den Wahnsinn im Nahen Osten unserer Tage

Eitan Einoch, ein erfolgreicher Yuppie in einer Hightech-Firma in Tel Aviv, entgeht in kürzester Zeit drei Attentaten und wird zur nationalen Berühmtheit. Er hat überlebt, aber sein Leben ist zerstört: Er wird von den Medien vereinnahmt, verliert Job und Freundin. Als er nach den Hintergründen der Anschläge sucht, begegnet er einem Palästinenser und freundet sich mit ihm an – ohne zu wissen, dass dieser Mann der Drahtzieher der Attentate auf ihn war ...



[Der Titel im Katalog](#)